

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: **IV**

Der Baum des Lebens.

Von Edgar Wallace.

Am Walde der seligen Träume, der im Lande Nigimbda liegt, steht ein Baum, dessen Fuß beginnt der Welt. Es ist der Baum des Lebens. Der von Anbeginn des Stammes kein glaubwürdiger befristeter Sage genügt, während dieser Baum auf unersichtlichen Gewässern und vor der Abstrahlung allen Seins. In den Wurzeln dieses Baumes verfließt die Erde, Leben und Kraftgefühl und auf diese Weise entstand die Welt. Es ist eine unermesslich hohe Eder, ein wahres Wunder, denn im Lande Nigimbda wachsen überaus feine Eder: Die Zweige dieses unermesslichen Baumes breiten sich zu unermesslicher Weite aus. Unter ihm kann man die faulenden Stämme anderer Bäume sehen, die im Laufe der Jahrhunderte gefällt wurden, denn der Baum des Lebens' brauchte viel Platz und Zeit.

Die Legende berichtet, daß einst der Tag kommen wird, an dem der Baum zu fallen beginnen wird, was den Beginn des Untergangs der Welt bedeuten wird. Inerzweilen die Berge zerbröckeln und in den „Großen Felsen“ fallen. Dann werden die Felsen zerbröckeln und alle Erde wird sich in Wasser auflösen und das Festland wird nicht einmal eine Spur hinterlassen.

In der großen Hütte, nahe dem Baume, lebte Ogonobo, der Wächter und Priester des Baumes, ein weiser Greis, ein berühmter Freund und ein treuer Beschützer des Baumes und aller Bewohner.

Ogonobos Wacht war so unermesslich, daß sogar Nigimbda Maschamba, der nichts schenkende und grausamste aller Dämonen der Welt, Ogonobos Gans besahen ließ, obwohl die Gemüter und Stürme, die Nigimbda Maschamba entsetzte, große Gefahr versahen, so daß nur die nackte Erde übrig blieb, bedeckt mit den Trümmern der Hütten und entwürdeten Gummibäumen, die wie dünne Saline hoher Ausdauer geknickt wurden. Obwohl Ogonobo ein unaußerordentlich weiser Mann war, konnte er nicht begreifen, daß Ogonobo ein Werk gewesen wäre. Er nahm im Laufe der Zeit eine Anzahl von Weibern, jagte aber jede wieder davon, denn keine konnte ihm ein Kind gebären. Einmal aber erhehlte er ein Fräuleinchen von einfacher Herkunft, die ihm Minima hieß, die sich schön gewachsenes junges Mädchen. Es wurde viel darüber gesprochen und jeder schloßte darob das Haupt, denn Ogonobo war bereits recht alt. Die Bewohner Nigimbdas sind nämlich ein sehr klugschlichter Stamm, die in der ganzen Umgebung nach allen erdenklichen Klugheiten fahnden. Es steht wohl fest, daß Ogonobos Frau viele Liebhaber hatte, aber welche Frau im Lande Nigimbdas hat sie nicht? Sagt man dort nicht bei jeder Hochzeit: „Heut hat ich eine Frau gewonnen, die drei Männer hat? Aber wie dem auch war. Minima war nun einmal da und wurde heran. Und als Ogonobo seine Frau an einen ihm untergeordneten Hüpfknecht verlor, wurde Minima die erste Frau in seinem Haushalt. Sie führte die Aufsicht über seinen Garten, droß sein Getreide und kochte für ihn.

Die Männer, die sie erlöschten, die Jäger, die von klüglichen Wild, das in den Wald der Geister schlüpfte, hierhergelockt wurden, fürchteten sie sehr. Einer von ihnen erachtete, daß er sie ausfindig laufend Passagen ihnen setzen habe, die mit kräftiger Stimme zu ihr sprachen. Andere wieder hatten sie umgeben von einer Schaar kleiner Vögel, die ausfindig zu ihr geflogen kamen, wenn sie piffte. Es steht fest, daß Minima magische Kräfte besaß und daß sie es sogar verstand, Maniere zu zähmen. Ihr persönlicher Zauber bewirkte dies. Eines Tages besagnete sie einen Zauber des Waldes und redete lange mit ihm. In jenem Tage ging sie zum Altar und erzählte ihm ausführlich von ihrem Erleben. „Ogonobo“, sagte sie, „ich habe einen kleinen gelben Zauber gesehen. Er lag unter dem Baum des Lebens“, hatte rote Augen und aus seinen Augen wurden zwei Hände hervor, mit denen er mich schlug und kniff.“

Ogonobo sagte nichts, sondern sprach auf und erstarrte eine lange, aus Gedankenabstraktionen gefüllte Weile und schlug sie so lange, bis seine greisen Arme erlöschten.

„Jetzt wirst du keinen Zauber mehr sehen.“

Minima tat, als wäre nichts geschehen. Sie schloß in der kleinen Hütte hinter dem Hause ihres Vaters. Einmal des Nachts rief er sie zu sich, damit sie ihm Wasser herbringe, denn heftige Kopfschmerzen hätten ihn befallen. Aber die Tochter kam nicht. Ihre Mutter war leer. Erst beim Morgenanbruch erlöschte er, wie sie aus dem Walde trat und auf ihre Hütte zurücktrat. Drei Nächte lang beobachtete er sie und während dieser ganzen Zeit lebte sie erst in den Morgenstunden heim. Da begann er endlich zu reden.

„Höre“, sagte er, „hast du einen Geliebten, dann soll er zu mir kommen. Aber beachte dich des Nachts, heimlich die Hütte, hast du Zusammenkünfte mit einem Zauber, dann steht es schlimm. Ein Geliebter kam dir ein neues Leben geben, aber ein Zauber bewirkt nur Unannehmlichkeiten. Sag mir die Wahrheit!“

„Gott, ich verlasse das Haus, um mit Zauber zu sprechen. Hauptächlich mit einem, der größer ist als alle anderen. Er wohnt im Baum, aus den Augen spricht ihm Feuer und er hat mir versprochen, daß er mich eines Tages zum Weibe nehmen wird. Ich werde zu ihm in seinen Baum gehen und wir werden glücklich sein.“

Ogonobo ernterte sich, holte seine Peitsche, aber diesmal war die Strafe bedeutend härter.

„Daß dir nicht einfallen, mir des Zaubers Sohn ins Haus zu bringen, Weiß“, sagte er, als er zu prägelten aufbrach und am Tage fort.

Minima erhob sich und ihre Augen bestanden sich auf das Antlitz des Greises: „Gente nachts wird dein Arm erlöschten.“

„Meine Arme sind noch immer stark genug, um dich für deine Worte zu strafen.“ Und er begann abermals sie zu schlagen, und schlug, solange der letzte Rest seiner greisen Kraft anhielt. Auf diese primitive Art kämpfte er gegen die Phantome, die im Kopfe der Frau entstanden waren. Als der Abend anbrach, lebte er sich vor die Hütte und verzehrte sein Abendbrot. Minima stand neben ihm und als die Sonne die Wipfel der Bäume berührte, fiel dem Alten die Schüssel aus der Hand. Und als er sie wieder aufnehmen wollte, bemerkte er, daß er die rechte Hand nicht bewegen konnte. Sie war vom Schläge gerührt.

Der geniale Einfall Fräulein Helenes.

Von Samilla Kostová.

Bei Doktor Polomy eine glänzende Partie war, lud Herr Tomajchel ihn öfter ein. Fräulein Helena tat ihr möglichstes, damit Doktor Polomy sich bei ihnen wohl fühle und Doktor Polomy hielt ihre Bemühungen für die Folge seiner amüsanter Schilderung geistiger Entdeckungen.

Er kam sehr gern zu Tomajchels, denn Fräulein Helena lauschte ihm gebührend und mit Interesse, mochte er von Paralyse, Hypochondrie, Phobie, Epilepsie und anderen psychischen Krankheiten sprechen. Sie füllte ihre dabei mit Rats, Pfefferkuchen, Brezeln und Kuchen und schenkte ihm roten oder weißen Wein ein. Er bemerkte nie, wie teuer der Wein war, den er trank, wie viele Rats, Pfefferkuchen, Brezeln, Kuchen er gegessen hatte und wäre sehr erstaunt gewesen, hätte er Einsicht in die Eintragungen Herrn Tomajchels genommen, wo der Posten: „Was Doktor Polomy bei uns gegessen und getrunken hat“ bereits gegen dreitausend Kronen betrug.

Der diese dreitausend Kronen aber nicht aus den Augen ließ, war Herr Tomajchel, der sie veranlaßte, eintug und zusammenrechnete, mit der feinen Hoffnung, daß das Geld nicht hinausgeworfen sei.

„Liebe Helene“, sagte Herr Tomajchel am Vorabend des ** und dreißigsten Geburtstags Helenes, „wir werden deinen morgigen Geburtstag mit einem kleinen Familienfeste feiern, zu dem ich außer den beiden Tanten aus Doktor Polomy einladen werde. Da die ganze Stadt bereits begriffen hat, welche ehrenhafte Absichten und Gesinnung Doktor Polomy in unser Haus führen, liegt es nun an dir, ihm endlich anzudeuten, daß eurem Glück nichts im Wege steht.“

„Weiß, kommt her.“ Befahl er befräht. Das Mädchen geordnete stumm, stellte sich aber ängstlich vor ihn hin.

„Mein Arm ist abgetaucht. Ich sehe, du besitzt eine große Dankbarkeit. Ich fürchte dich. Berühre meinen Arm und heile ihn.“

„Wie ich dich zu ihm neigte, um ihm diesen Dienst zu erweisen, knielstest du hinter dem Rücken empor und wachte ich an Hals.“ Der Alte sagte, indem er lächelte: „Gib mir will ich nur einen Arm haben, als seinen und lieber keinen, als tot sein. Und deshalb, Minima, mußt du herben. Du mußt ins Reich der Geister.“ Aber Minima wartete geduldig die feste Umfassung ihres Halses ab. Und als der Alte glaubte, daß sie sich bereits mit ihrem Gesicht abgefunden hatte, rief sie sich umgesehen los und stieß in ihre Hütte. Der Greis stand schmerzhaft und so folgte ihr. Als er die Hütte betrat, sank er zu Boden und starb. Jemand hatte ihm einen Stiel mit einer großen Art zerlegt. Als Minima ihn bestaunt hatte, begab sie sich zu dem Baume, sprach heilige Beschwörungsformeln und redete mit allen Zauber.

Eines Tages begab sie sich in die Stadt und schrieb Geradenwegs auf die Spitze des Berges zu. Und Abends, der König, der schon allerdah von ihr gehört hatte, trat heran. „Willkommen, Minima, Tochter des Ogonobo. Wo ist dein Vater?“

„Gott, er ist tot und seine Tochter hat alle Geheimnisse geerbt. Ich stehe im Walde der Träume und viele hübsche Leute beobachten sich um mich. Eines Tages werde ich einen von ihnen zum Weibe nehmen und heute nachts wird Nigimbda Maschamba zu meiner Hütte kommen und mit ein Hochgeißeltes sitzen.“

„Oba erschrick.“

„Was für eines Todes ist der Wächter des Baumes gestorben?“

„Ein Fels hat ihm einen Stiel zerlegt mit einer Art, die größer ist als der Baum des Lebens. Ich habe gegen diesen Zauber gekämpft und es gelang mir, ihn zu vernichten. Eines seiner Weibe warf ich in den kleinen See, der, wie dir bekannt ist, bald darauf aus seinem Bette trat.“

Der König wurde nachdenklich und weil er vor der Bege große Angst empfand, beschloß er ihre Würde und letzte Verdrücktheit in seine Hütte zurück.

Aus dem Englischen von Grete Meiner.

Ihr kleinen Trottoirlyriker...

Von Nade Dratinac.

Ihr kleinen Trottoirlyriker, mit Augen, gelb wie Billardkugeln, glücklich werdet ihr sein, wenn man euch bringenden Statuen weichen laßt.

In Gärten, in denen das Moos der Jahrhunderte wuchert.

Wobon träumst du, o Freund, wenn die Regen gischen, so voll stabiger Weichheit?

Vor deiner Schwelle liegen weiße Vögel. Hör, eine Dirne ist das Weib und nicht junges.

Der neue Apollo ist gleichzeitig ein walachischer Jockey. Vier Hautschuppen irritieren verzeffelte Menschen.

Im Panoptikum des städtischen Museums. Merk dir: besiegt sind alle Meere, alle Kerzen und Weiten!

Am Teller blühen Magien, Datteln und neugriechisches Öl. Und auf einem Motorrad teilt in gramem Mantel die Zeit.

Aus dem Serbokroatischen von Nikola Mirkošić.

Plündern die gealterten vollkommen erfüllt. Ich erwarde nun, daß du dein möglichstes tun wirst, um meine Plünder die selbst gegenüber zu erfüllen. Ich werde eine staubige Gumpen vorbereiten, für den Fall, daß wir euch als Brautpaar beglückwünschten wollen.“

Herr Tomajchel schaute seine Tochter streng an und Fräulein Helene begriff, daß er einen energiegelben, aufstrebenden Angriff von ihr erwartete.

Die beiden alten Tanten hielten sich hüftlich um Hals drei vier ein. Um drei Uhr kam Doktor Polomy und um vierzehn Uhr er über den Wahnsinn zu geben. Helene hielt das für ein Anspielung auf sie.

„Herr Doktor“, sagte sie mit ihrem süßlichen Lächeln, „ist vielleicht auch die Liebe Wahnsinn zu geben?“

„Es kommt darauf an, was Sie Liebe nennen, Fräulein. Wenn Sie damit einen gewissen festlichen Zustand meinen, der mit einem gewissen körperlichen Zustand harmonisiert, der einem angemessenen Alter entspricht...“

„Gott, ich glaube die Liebe, die zur Ehe führt, Herr Doktor“, sagte Helene, entschloß sich auf Leben und Tod zu kämpfen. „Ich meine jenen süßen Gefühl, das durch das Herz die Nerven befruchtet und uns die Illusion eines absoluten Glückes gibt.“

„Sie wenden das Wort Illusion unrichtig an. Ich möchte gerne wissen, wie Sie mir diese Illusion beibringen würden, da wir doch wissen, daß die Illusion ein trügerischer Reiz infolge eines äußeren Anlasses ist. Eine Illusion entsteht, wenn wir zum Beispiel ein Halbrotel eine weiße Gestalt aus einem Sirocous erblicken. Vorn verdeckeln häufig Illusion und Illusionation, obwohl der Unterschied zwischen Illusion und Illusionation so groß ist, wie zwischen Knädeln und Pomeranzen. Sehen Sie mir ein, Fräulein. Danke. Wenn jemand eine weiße Gestalt im leeren Raum vor sich sieht, ist das eine Illusionation. Das ist so klar, wie zwei und eins zwei sind!“

„Drei, Herr Doktor!“

„Allo drei. Ich war nie ein guter Mediziner, aber das macht nichts. Ein guter Mediziner sein, ist noch kein Zeichen geistiger Tüchtigkeit. Kalter führt einen Geisteskranken an, der den Geburts- und Todesakt aber berühmter Männer berechnen konnte...“

„Das gehört nicht zur Arithmetik, sondern zur Geographie, Herr Doktor“, bemerkte die Tante...“

Stoff ist nicht neu; der Groll des primitiven Menschen gegen die Eingriffe der Zivilisation in seinen Lebensbereich, die Verwindung der Natur, in der er frei gelebt hat. Aber der Vorwurf ist aus dem Bereich der Beschränkung, die zu Lebensbedingung werden verurteilt, sechzig Jahre in ihrer Zelle verbracht haben, erachten von einem neuen Gefängnis, der sie ihnen gebracht wird, wie sich die Welt draußen verändert hat. Sie glauben es ihm nicht, heißen ihn einen Vaganten und da er bei seinen Ansichten beharrt, immer mehr erzählt, fallen sie mit der letzten Kraft ihrer ausgezeherten Leiber über den Bringer der Ungeheuerlichkeit her. Der Gefängniswärter, der hinauskommt, rettet ihn vor der Wut der Greise. Das ist in einer Partanen, in ihrer Arbeit imgelegen aus dem deutschen Sprache erzählt, realistisch, psychologisch folgerichtig, mit festen Zügen von typischer Kraft, die das Gefühls in die Grenze des Wahnsinnigen rückt. Aus einer größeren Arbeit hat die Dichterin dann einen „Brief des Herrnmann Jan Karel“ geschrieben aus dem Redigier an seine Frau abgedruckt. Eine sprachliche Meisterleistung, die mehr gibt als den höchsten Reiz: eine lebendige Silhouette des Briefschreibers vor dem Hintergrund der Zeit.

Edward Kozlovskis Gedichte malen bald mit breiteren Strichen kräftig und farblich, bald in feineren, gedämpfteren Tönen schlichte Bilder aus der Landschaft zwischen den Besessenen und dem Verirrten. Es gelingt ihm, zumeist die Aufgaben, die er sich in besonnener Selbstzucht stellt, zu bewältigen — das Wesentliche der Natur und ihres Willens steht an Vordergrund, wird anschaulich. Nur dem hinteren Plan steht das Ich, das die Objekte fastlich zu messen bemüht ist und Regungen der Melancholie, des

und neuen Programme find untereinander gleichwertig. Haben sich aber die Dichter nicht immer aller Nebenbelohn der nationalen Vergangenheit und der Bemühungen des Tages entledigt, gibt es auch noch Unklarheiten und reden sie eben als Dichter manchmal eine andere Sprache, die Sprache der Bilder und Gleichnisse im Gegensatz zu den logisch entwickelten Philosophen, so erkennen doch die einen wie der andere eines als das höchste an: die ungeschmälerte Herrschaft des Geistes, die religiöse Grundlegung und Umgebung des menschlichen Daseins, das Trachten nach dem Reich Gottes nach der Lehre des Evangeliums. Um einzelnen Kette sich leicht zu machen, daß sich die mittleren Gedanken der Gartabilder im frühesten Christentum und dann immer wieder in entstehenden Augenblicken seines geschichtlichen Ganges bis zum heutigen Tage wiederfinden: der ausgeprägte Individualismus (der Nationalismus ist eine Form davon) in feiner eigenwilliger Verengung mit einem unbedingten Universalismus, der revolutionäre Radikalismus und ihm polar zugeordnet das konservative Prinzip, die Förderung der Naturkunde und der Einfachheit gegenüber der Zivilisation, der Verinnerlichung und stilligen Vollendung, der Gemeinschaft der Gott Gemeintem, das Können einer eigenständigen Kette sein. Es muß hier mit diesem klüglichen Hinweis sein Verwenden haben. Von dem, was gemeinhin als „Mittelalter“ bezeichnet wird, kann dabei keine Rede sein: es gibt keine Mittelalter. Wohl steht das Beispiel Christi vor den Menschen, in seiner „hervorischen Größe und kindlichen Unbefangenheit“ einmalig und unerreichtbar und die religiösen Wahheiten sind ewig und unveränderlich; aber jeder Ertrag und jede Generation muß sie von neuem

erschaffen, schöpferisch neu fassen, denn nur in der neuen Fassung sind sie der Zeit zugänglich. Das Neue der Fassung wäre allerdings ohne die früheren Fassungen nicht möglich, worin der Sinn der Tradition beschlossen ist. Der „Czartak“ führt die Tradition fort, in den neuen Formen, die er sucht, lehrt er die alten Wahheiten. Er sieht so in einer Linie mit denen, die heute den Weg bereiten, der zu der Wiederentdeckung der Herrschaft des Geistes, der religiösen Ordnung führen soll. Sie gehören zu dem Geschlecht der Kämpfer für alles, was auch heute noch der großen Mehrzahl der Menschen als Utopie erscheint und ohne das — wenn es auf einen Schlag aus dem Denken und Bewußtsein der Menschheit verdrängt würde — die Welt nicht eine Stunde bestehen würde.“

Lehre und Dichtung entsprechen e i n e r Wurzel, der Persönlichkeit des denkenden Dichters — in ihrem Wesen ist die Welt der Poesie integral mit der Welt der religiösen Erkenntnis verbunden — demnach gelten in der Sphäre des Lebens für jede von ihnen eigenständige Gesetze, die sich, wenn auch nicht in der Praxis des Urteils, so doch für die theoretische Analyse deutlich voneinander scheiden. Z e g a d o w i c z weiß, daß die Poesie einleitende Worte nicht bedarf; was nicht darin ist, wird auch die noch so kunstvoll konstruierte Darlegung nicht schaffen, nicht besser machen, nicht erziehen. So sind denn die Gedichte und Prosen, die in dem Band abgedruckt sind, gebend von den Lehrstücken zu betrachten.

Die Gemeinschaft, in der sich die Dichter des „Czartak“ verbunden fühlen, bedeutet keine Befreiung der des Einzelnen. Auf dem Baum, der schicksalhaft befruchtet ist, kann die Individualität zwar nicht

immer im vollen Umfang zur Geltung kommen, immerhin läßt die Auswahl charakteristische Züge hervortreten, die man sich durch die Kenntnis des früheren Schaffens erlangen kann.

Der Loe geliebteste Franz von „Meditationen“ Josef V i z e n a j e z s, in denen die vorhergehenden religiösen Kontemplationen mit landschaftlichen Szenarien und historischen Episoden verflochten sind, ist in seiner Anlage — fünf der sechs Gedichte abstrahieren den Franziskanerpaten Caselau, das letzte nimmt das einleitende Wort der Figur des gefesselten Christus, der das Leid auf sich nimmt und der Welt die Liebe schenkt, auf — und der Formung der Eingekleideten gut geraten.

Samira V r z o t o v a s zwölf Gedichte folgen mit ihrer Individualität, typisch weiblichen, weiß getriebenen Wirt, in der sich Naturimpressionen und das Erleben in der Sphäre menschlicher Beziehungen das Gedächtnis halten, der Rinte, die von den früheren Wänden der Dichterin vorgezeichnet ist, ohne weiter aussehende Kreise zu ziehen.

Witost G a n y s ist der jüngste des Bundes, er hat noch nichts hinter sich, als einundzwanzig Lebensjahre und die Fähigkeiten, die er glaubt... Er blagt sich mit dem Leben, zeigt Zärtlichkeit in der Arbeit und hat einen offenen Kopf! — so besagen ihm die Gebärten. Manche seiner Verse sind wirklich humanistische Proben eines talentierten Anfängers, es wird sich zeigen, ob und wie er wachsen wird. Auch über die kleine Arola „Zrzzebna plachta“ läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß nichts dagegen einzumenden ist.

Ganz meistens ist dafür die Geschichte „Polatach“ von Sofia K o j j a t - S e c z u c i a. Der